

# Biekenes Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenes Anzeiger (General-Anzeiger).



## Königsträume.

Roman von Karl Busse.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Meine Herren!“ tönte da Kasimir Nzonlas Stimme mächtig herein, „ich freue mich über Ihre Wahl von ganzem Herzen. In Warschau hat man die gleichen Anschauungen. Zum Beweise dessen lege ich hier ein Reskript der provisorischen Regierung vor, wonach unter Voraussetzung Ihrer Zustimmung Graf Napoleon Stanislaus von Rutkowski zum Oberbefehlshaber aller aus den preussisch-polnischen Gebieten herbeiströmenden Kämpfer ernannt wird. Ihre Zustimmung ist in freier Wahl erfolgt; tragt dessen erkläre ich diese Ernennung für gültig. Hier ist das Patent!“

„Psia krew!“ sagte Degorski, „man hat eine feine Nase in Warschau!“

„Und man schlägt uns,“ fügte Kozłowski hinzu.

„Noch eins,“ wandte sich Kasimir Nzonka an den Grafen, „ich handle nach den Befehlen, die mir geworden sind!“

Seine Augen waren groß und ruhig. Er sah ihn an.

„Es ist der Wunsch der Regierung,“ sprach er langsam, „daß ich, natürlich unter Zustimmung des Herrn Grafen, während der Dauer des Aufstandes mit dem Titel Generaladjutant dem Oberbefehlshaber attachiert werde. Das entsprechende Dokument, das Ihrer Unterschrift bedarf, überreiche ich hiermit. Tinte und Feder stehen wohl zur Verfügung.“

Napoleon Rutkowski hatte Falten auf der Stirn. Die Hand, mit der er das Schriftstück über die Ernennung Nzonlas zu seinem Generaladjutanten entgegennahm, zitterte leicht. Mit finstrem Blick sah er den Abgeandten an. Der stand ruhig.

„Weshalb erfahre ich das jetzt erst?“ fragte der Graf. Er sprach nicht laut. Im Durcheinander der andern hörten nur die nächsten die Frage.

„Weil Ihre offizielle Bezeichnung mit dem Oberkommando vorausgehen mußte,“ erwiderte Kasimir Nzonka.

„Mir scheint, als sollte ich —“ Er wollte fortfahren: „einen Aufpasser an die Seite kriegen.“ Aber er bezwang sich gewaltsam, tauchte die Feder ein und setzte seinen Namen unter die Urkunde. Mit leisem Klirren brach die Feder beim letzten Buchstaben ab. Der Druck der Hand mochte zu stark sein. Ueber Kasimir Nzonkas Gesicht flog sekundenlang ein feines Lächeln. Mit tiefer Verbeugung nahm er das Patent entgegen.

„So habe ich denn den Herren die Mitteilung zu machen, daß der Herr Graf als der erwähnte Oberbefehlshaber die Gnade hatte, meine Ernennung zu seinem persönlichen Adjutanten zu vollziehen. Ich werde also die Ehre haben, Schulter an Schulter mit den Herren kämpfen zu können.“

„Bravo!“ rief Kozłowski. „Sagt selbst, Brüder, kann

man dabei trocken sitzen? Seit wann sitzt die Begeisterung trocken?“

Er ließ Sekt kommen. Die Pfropfen knallten. Hastig stürzte Napoleon Rutkowski das erste Glas hinab.

„Unser neuer Führer!“ rief Kasimir Nzonka. „Auf die Freiheit, Brüder! Tod den Moskowitern!“

Zimmer von neuem klängen die Kelche zusammen, immer von neuem schäumte die weiße Blume, tanzten die Perlen im goldenen Wein. Heißer wurden die Häupter, wilder die Herzen.

„Freunde, Herzbrüder,“ rief Degorski, „es sagt mir noch immer keiner, wann es losgeht, wann meine Säbel zu trinken kriegen.“

„Balb, Freundchen! Wie lange braucht Ihr zu den Vorbereitungen?“

„Psia krew, soll es schnell gehen, so geht es schnell. Acht Tage sind genug!“

„Dreimal genug!“ lärmte Degorski. „Beim schwarzen Satan, vor dem uns Gott schütze: Mir wäre wohl, wenn ich erst drüber wäre und an die Feinde käme.“

Wladimir Abbszjynski hatte lange geschwiegen.

„Brauchst nicht so weit dazu zu laufen,“ sagte er jetzt ernst. „Es gibt Feinde Polens und der heiligen Kirche, die näher sitzen.“

In die allgemeine Fröhlichkeit scholl seine Stimme selbstsam hinein.

Es ward stiller.

„Wie meinst du das?“

Sein Auge begann zu glühen. „Ich meine,“ sprach er laut, „daß wir sind wie die Toren. Wir ziehen gegen den Feind in der Ferne und lassen den Feind in der Nähe ruhig gewähren, daß er Bivietracht sät und seinen gottlosen Samen in die Herzen unserer Brüder streut. Für wen kämpft ihr? Für Polen, dessen Königin und Schirmherrin die gebenedeite Jungfrau ist; für Polen, das unterdrückt und geknechtet ist und frei und groß werden soll unter den Staaten der Erde. Habt ihr euch jemals gefragt: Warum soll es groß werden? Damit ihr eitel sein könnt auf seine Macht und Größe? O, wenn es das wäre — dann säße ich nicht unter euch! Nicht irdische Ziele sind uns gesetzt; nicht diese Welt ist unsere Heimat. Was tät es, ob wir als Herren dahinlebten oder als Knechte anderer Völker? In der Knechtsgestalt ging auch der Heiland durch die Welt und war doch der König der Könige! Aber eins ist, worüber wir wachen müssen: Ueber das Erbteil, das er uns gelassen, über die rechte Lehre und die heilige Kirche, die sie bewahrt. Und seht hin nach Osten, seht hin nach Westen: Die Burgen des Teufels bauen sich auf, rechts uns links, und von zwei Seiten überzieht uns der böse Feind, um uns die rechte Lehre zu rauben. Seine Diener sind an der Arbeit. Polen, der Schutzhort der Kirche, ist niedergebrosen. Hilflos, von zwei Seiten bedrängt, kaum geduldet, so steht die heilige Religion heute unter uns da. Und deshalb ziehen wir das Schwert, die treuesten Söhne der heiligen Jungfrau, um Polen frei und

mächtig und groß zu machen, daß die Kirche dann wieder eine Stütze hat gegen ihre Feinde. Deshalb müssen wir siegen und werden wir siegen. Noch hat Polen eine große Kulturmission! Nur Polen ist das Land, von dem aus die Bekehrung der Ketzer geschehen kann. Nur von Polen aus kann sich hier im Norden die heilige Lehre ausbreiten. Das allein ist unser Ziel! Und deshalb sage ich: Ihr handelt wie die Toren, wenn ihr in die Ferne zieht, dem Feind entgegen, und den Feind zurückläßt, der unter uns weilt! Unter unseren Augen häuft ein Ketzer, ein gottverfluchter, Schmach auf die heilige Kirche, Schmach auf die Sache Polens. Unter unseren Augen zwingt er seine Leute, unsere Brüder, gut-katholische Christen, teilzunehmen an seinem leberischen Gottesdienst, der ein Dienst des Teufels ist. In die schwachen Herzen streut er die böse Saat. Er verflucht die Aufständischen, die für die heilige Jungfrau und Polens Freiheit kämpfen. Er macht die Seelen abtrünnig von der rechten Lehre und raubt ihnen das Himmelreich, Vaterland und Religion, beides will er ihnen nehmen. Ihr hört, was ich sage, und rührt euch nicht! O, ihr wißt, wen ich meine, ihr kennt ihn alle! Und einer unter uns kennt ihn am besten, und diesen einen frage ich: Ist das wahr, was ich sage, willst du leugnen, Napoleon Rutkowski, daß der Gutsherr von Masgora, der Deutsche, der Ketzer, seine Leute, gläubige Katholiken, in die Andacht treibt, die er abhält? Du kannst es nicht! Und so klage ich den Baron Graßnid hier an, daß er das zeitliche und ewige Heil unserer Brüder vernichtet! Euch alle aber frage ich: Wie lange wollen wir seinem schändlichen Treiben noch zusehen, wie lange noch unseren Herrn und Heiland verraten, indem wir zugeben, daß solches mit den Ärmsten unserer Brüder geschieht? Ihr habt einen zum Führer über uns erkoren, gut! Napoleon Rutkowski, nun antworte!"

„Humbug!“ rief Siga Wendrewski ärgerlich. „Was küm-mern uns die Schrunken des Deutschen!“

„Willst du Herrn von Graßnid etwa braten, Bruder?“ fragte ein anderer. „Ober ihn anzeigen?“

Aber über den Herrn wieder Rybszczyński's Stimme: „Napoleon Rutkowski, antworte!“

Der Graf war sich zusammengezuckt, als das Wort „Masgora“ an sein Ohr schlug. Er hörte es nicht mehr gern. Ein Sturm widersprechender Empfindungen erhob sich in seiner Brust. Haß und Rache wurden wach; sie sogen neue Nahrung aus dem Hasse Rybszczyński's, sie jubelten, als dessen Anklage immer wilder wurde. Daneben jedoch loberte die alte Liebe mächtig empor, genährt von der dumpfen Hoffnung, daß einst doch noch der Tag kommen könnte, an dem Hanna nicht mehr „Nein“ sagte.

„Ich verstehe dich nicht ganz, Freund,“ sprach er zögernd. „Wenn du auch recht hast, was können wir tun?“

Sich sprang Rybszczyński auf.

„Und das fragst du mich? Du, der du Führer sein, der du befehlen und bestimmen sollst? Wirst du auch später fragen, wenn die Feinde vor uns stehen: Was soll ich tun?“

„Schlagen sollst du sie, Napoleon Rutkowski, angreifen, wo du sie findest, vernichten, wo du nur kannst. Auch hier steht der Feind, nicht nur über der Grenze! Und was wir tun sollen? Ihn austrotten zur Ehre Gottes, zur Sühne seiner Taten. Sein Haus dem Erdboden gleichmachen, daß er die Gläubigen nicht mehr zum Abfall zwingen kann von der heiligen Religion! Hier muß begonnen werden, was drüben vollendet wird! Und wenn ihr den heiligen Kreuzzug predigt, dann predigt ihn ganz und seht zu, daß eure Worte in euren Taten Brüder haben! Das, Napoleon Rutkowski, sollen wir tun!“

Starr sah der Graf ihn an. Ein Schweigen war entstanden. Halb geleert standen die Sektgläser auf dem Tische. Immer noch sprach Rutkowski kein Wort, aber die roten Flecke traten stärker, glühender in seinem Gesicht hervor als je. Ein wilder Gedanke hatte ihn gepackt. An der Spitze der Hunderte das Schloß in Masgora stürmen, sich Hannas bemächtigen und sich sofort dann über die Grenze schlagen. Dann brachte er die Königin gleich mit nach Polen.

„Was sagen die Herren dazu?“ fragte er. Seine Stimme war heiser. Siga Wendrewski faßte sein Stöckchen an, als wollte er es zerbrechen.

„Redest du im Ernst, Napoleon? Wir wären des Teufels, wenn wir den wahnsinnigen Plan Rybszczyński's auf-nähmen. Das wäre Landfriedensbruch. Das wäre offener Aufruhr in Preußen selbst. Und die Folge wäre, daß wir uns nie wieder hier blicken lassen dürften, daß unsere Güter

konfisziert würden, daß wir als Bettler und Landstreicher unsern Wahnsinn büßen könnten. Drüben ist der Krieg im Gange. Krieg ist Krieg. Und drüben bin ich für alles zu haben, nicht jedoch hier.“

Der „Marquis“ hatte erregter als sonst gesprochen. Die besonnenen Elemente stimmten ihm zu. Nur Degorski rief mit schon etwas schwerer Zunge: „Schlagt die Kanaille tot, wo Ihr sie trefft. Rybszczyński hat recht, Feind ist Feind. Erst den Deutschen, dann die Moskowiter. Und hier drückt der Deutsche mehr als der Russe!“

Und Wladimir Rybszczyński fügte hinzu: „Wenn wir so auf irdische Güter sehen wie Siga Wendrewski, wird das himmlische Gut uns bald verloren sein. Dann ist's am besten, überhaupt nicht am Aufstand teilzunehmen. Raffe dich auf, Napoleon Rutowski, und wenn du Führer bist, so befehl', daß die Burg des Teufels zerstört wird und der Ketzer seinen Lohn bekommt!“

Siga Wendrewski lachte. „Hier hat Napoleon noch nichts zu befehlen.“

„Oho!“ Aus seinen wilden Gedanken fuhr der Graf auf. „Noch nichts, mein Lieber!“ wiederholte der Marquis. „Du kannst erst dann ein Kommando ausüben, wenn ein Heer da ist. Mit dem ersten Schritt, den wir über die Grenze tun, bist du der Führer. Bis dahin nicht!“

„Einen Augenblick, meine Herren,“ sagte plötzlich Kasimir Rzonka, der eine ganze Zeit leise mit Kozłowski gesprochen. „Ich habe die Ehre, Ihnen die eben ausgegebene Proklamation der Nationalregierung vom 7. Februar 1863 vorzulegen, die sich speziell an die Polen in den preussischen und österreichischen Gebietsteilen wendet.“

Im Augenblick war der Abgesandte umdrängt. Mit volltönender Stimme las er den Aufruf vor. Weshalb es zur Erhebung gekommen, was die Nationalregierung geleistet, welche Früchte der Kampf schon gezeitigt, übergang er kurz. Dann aber las er langsam die Worte: „Brüder! Der Krieg gegen die Moskowiter, die schredlichsten der Erbfeinde Polens, erheischt die Mitwirkung aller polnischen Provinzen und der gesamten Kräfte der Nation. Deshalb kann und darf in den preussischen und österreichischen Gebietsteilen die Fahne des Aufstandes nicht erhoben werden. Aber die Notwendigkeit, sich dort ruhig zu verhalten, entbindet nicht von der kräftigsten Beteiligung an dem Aufstande, der im Moskowitergebiet sich erhoben hat. Diese Beteiligung ist vielmehr Pflicht!“

Kasimir Rzonka las die Proklamation bis zu Ende. Dann faltete er das Blatt zusammen. „Sie sehen, meine Herren, schon deshalb verbietet sich die Durchführung des vorhin vorgeschlagenen Planes. Damit Preußen und Oesterreich nicht einen Grund haben, aus ihrer Neutralität heraus-zugehen, muß in beiden Ländern alles ruhig bleiben. Einzig und allein in Rußland drüben wird der Freiheitskampf entschieden. Nur dort darf gekämpft werden!“

„Und wenn ich mich der Proklamation nicht fügen, wenn ich den Kampf gegen den deutschen Ketzer doch führen will?“ rief Rybszczyński.

„Dann ist das eine Privatsache, die nichts mehr mit einer allgemein-polnischen gemein hat.“

Napoleon Rutkowski hatte die Lippen fest zusammen-gepreßt. Jetzt atmete er tief auf. Es war gut so, daß all seinen wilden Plänen, die in ihm aufgetaucht waren, ein Riegel vorgeschoben wurde.

„Noch hat Napoleon Rutkowski mir nicht geantwortet!“ rief Rybszczyński. Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, als es laut gegen die Tür klopfte.

„Himmel und Hölle,“ fluchte Graf Bininski leise. Er war blaß.

„Was heißt das, Kozłowski?“

„Hier, für alle Fälle!“ Er warf zwei Kartenspiele auf den Tisch. Im Nu ergriff der Marquis eins davon und ver-teilte es.

„Wenn wir umstellt wären!“ — „Verrat!“ — „Nicht aufmachen!“ Klang's gedämpft durcheinander.

„Unsinn!“ jagte der Hausherr. „Jrgend eine Meldung.“ Er ging nach der Tür. Kasimir Rzonka zog einen Revolver aus der Tasche und legte ihn neben sich.

„Teufel,“ flüsterte der Marquis, „Sie müssen gute Freunde haben!“

„Gewiß. Und den besten führe ich, wie Sie sehen, bei mir. Man kann nie wissen, was passiert.“

„Faites votre jeu, messieurs,“ schmarrte Siga Wen-drewski, denn eben schloß Kozłowski die Tür auf.

„Also nichts!“ rief Marhan Batranski im nächsten Augenblick und warf seine Karten aus der Hand. „Nur der Diener.“

„Besser ist besser,“ nickte der Abgesandte. Er steckte den Revolver in die Tasche zurück. Die Unruhe legte sich erst, als Kozłowski nach einiger Zeit zurückkehrte.

„Weil wir gerade von Masgora reden, — eben war ein Bote da. Man kann sich auf ihn verlassen. Nun, was geht's uns an: Man feiert Feste auf Masgora. Das gnädige Fräulein hat sich gestern verlobt. Mit dem Dragoner. Wie heißt er gleich? Weiß der Himmel die deutschen Namen!“ —

Vor den Augen des Grafen wurde es finster. Er zitterte. „Verjen?“ Seine Stimme war heiser, als wäre es die eines andern.

„Richtig, Bruder, Verjen! Nun, was verliebt ist, will Hochzeit halten. Das war immer so!“

„Und wir zünden ihnen die Brautfackeln an!“ rief Kozłowski. „Ob mit, ob ohne euch, Schwert und Feuer über den Keger und seine Sippe! Und deine Antwort, Napoleon? Ich habe sie noch immer nicht!“

Es war gut, daß die Köpfe vom Wein und von der Aufregung schon erhitzt waren. Im Trubel achtete man schon weniger auf den Grafen. Sein Gesicht hatte sich verzerrt. Seine letzte Hoffnung war zusammengebrochen. Hanna von Grafwid sollte Hanna von Verjen werden. Wirre Bilder, wirre Gedanken jagten durch seinen Kopf. Er dachte an die Schlittensfahrt nach der Bekanntschaft mit Verjen. Er dachte daran, wie sich schon damals alles in ihm gegen den blauen Dragoner aufgebaut. Hatte er nicht damals den Schwur getan, daß die ganze Welt Hanna von Grafwid eher haben sollte als Verjen?

Und nun?

Nun war er der Besiegte, der Gedemütigte und Verächtliche. Und der Dragoner war der Sieger. Mochte kommen, was wollte, das durfte nicht sein!

(Fortsetzung folgt.)

### Erlebnis im Nebel.

Von Max Pells.

Grau und trüb schlich der Tag durch die Straßen. Die Schritte waren unsicher und glitten auf den Steinen zögernd hin. Reuende Pferde mühten sich, die straffen Muskeln mit verzweifelter Anstrengung anspannend, vor den Wagen, die nicht vom Fleck kommen wollten; die Kutser schimpften und fluchten und trieben, selbst auf unsicheren Füßen stehend, die Tiere mit den geschwungenen Peitschenstielen an. Die ganze Stadt schien verdrossen und mürrisch, und ängstlich zugleich zu sein, und wer nicht mußte, blieb häßlich daheim beim warmen Ofen, wo die Schritte sicher über den Bretterboden oder über die weichen Teppiche führten.

Als der frühe Abend die grüngeräuten Lichter in den Straßenlaternen ansteckte, kam in die graue Eintönigkeit dieses Tages etwas Farbe. Eine fremdartige, mit dumpfen Reflexen spielende Farbigkeit, die in das hochdünne Eisengitter auf den Straßensteinen schillernde Fäden webte. Alle Geräusche verhallten, so daß sich das ängstliche Gassen der Menschen mit einer unheimlichen Lautlosigkeit abspielte.

Vitus Losert stand am Rande der Fahrbahn und schaute in das matte Lichtspiel auf den Steinen hinunter. Ganz vertraut stand er da und merkte es nicht, wenn ihn die Leute unheimlich pufften. Erst als ein Wagen knapp an ihm vorüberfuhr, so daß ihn die Hufe der Pferde beinahe freisten, sprang er zurück, strauchelte und konnte sich nur mühsam auf den Füßen halten. „Das kommt davon, wenn man am Glatteis stehen bleibt und spintiert,“ brummte neben ihm eine Stimme. Da ging Vitus Losert ein wenig beschämt und ein wenig erschrocken weiter. Diese trüben Gedanken, in denen wunderbare Hoffnungen wie rote Lichter aufleuchteten, schwärmten nun so dicht um ihn wie der graue Nebel, aus dem die Blendlaternen der Automobile und Wagen glänzten. Vitus Losert war verzweifelt. Da radert man sich kein junges Leben herunter und Not, nichts als Not. Er war gewiß fleißig, o ja, das war er; und er hatte Pläne und Hoffnungen und so viel wunderbare Ideen. Vitus Losert war, wenn man's im Grunde nahm, ein Künstler. Freilich, man durfte das nicht so ohne weiteres behaupten. Tapetenzeichnen ist schließlich ein Gewerbe wie jedes andere und das Erfinden neuer Muster vielleicht nur eine Geschicklichkeit, die Fleiß und große Übung reifen. Aber Vitus Losert hatte den festen Glauben, daß die Tapetenmuster die er entwarf, keine Ähnlichkeit waren. Allerdings er arbeitete nur für kleine Meister. Es waren immer wieder dieselben sieben Rosen, dieselben herben Ornamente, die er entwarf, immer dieselben billige Herrlichkeiten, wie sie der Besatzung der großen Menge begehrte. Aber er brachte doch immer in diese gefälligen Rosen, in diese aufdringlichen Ornamente irgend eine feine, persönliche Nuance, die vielleicht nur ihm gewahr wurde. Und er hatte dieses heisse Verlangen, Besseres, Schöneres zu kreieren, sich an der Wohnungskultur geschmackvoller Menschen zu bilden, neue Muster zu erfinden,

sein Ziel war es, für Architekten zu arbeiten, sich von dem Dienste des Durchschnittsgeschmackes zu befreien. Aber immer wieder mußte er zurück ins alte, eintönige Gleis, zurück zu seinen jaden Blumenmustern, denn die liebe Not war jetzt stärker denn je. Er wagte sich kaum nach Hause, denn wieder war ein Tag vergangen, an dem er keinen einzigen Auftrag erhalten, keinen Heller verdient hatte. Im Straßennebel irrte er planlos umher, fühlte sich wie verloren vor den Verfolgungen der Not und träumte seine künstlerischen Entwürfe. Unsicher glitten seine Schritte über den Boden, klebten fest, rissen sich wieder los, so wie seine Gedanken, die sich an den Phantasierereien wunderbarer Entwürfe festhielten und immer wieder strauchelten. Vitus Losert blickte auf die Straßensteine. Das hauchdünne Netz, das da gespannt war, mit den Reflexen der Laternen gezeichnet, schien ihm wie eine Anregung zu einem neuen Muster. Wie schön ein Zimmer mit diesem Eisdesign werden müßte. . . . und eine schöne, vornehme Dame müßte drinnen wohnen. . . . eine schöne Dame.

Die Leute schrien auf. Geschäftige Lungen rannten herzu. Alles umstand Vitus Losert, den eine elegante Coupée umgerannt hatte. Bitternd hielt er die Pferde inne. Vitus Losert schwandte die Sinne. Schmerzen zerrten in seinen Gliedern und eine schwere Müdigkeit umfieng ihn. Aus dem Coupée stieg eine vornehme, wunderschöne Dame. Kurz entschlossen nahm sie den Besatzungsleuten ihren Wagen. Sie fragte nach seiner Wohnung, er nannte halb im Traum eine entlegene Gasse. Der Kutser ließ die Pferde laufen.

Die Luft im Wagen war von einem leichten, feinen Parfüm durchzogen; Vitus Losert kam langsam zur Besinnung, er öffnete die Augen und schaute die schlante Frau an, die sich besorgt zu ihm beugte.

„Fühlen Sie sich jetzt wohler?“

„D, danke . . .“ sagte Vitus Losert besangen. Wie fein und schön die Dame war! Ihre Hände in den dünnen Lederhandschuhen, ihr Gesicht, das unter einem großen Pelzhut hervorstachelte, selbst ihr Handtäschchen war so schmal und fein!

„Haben Sie Schmerzen?“

„Oh . . . nein . . .!“ sagte Vitus Losert und lächelte. Sie tastete vorsichtig an seinem Gelenk herum, das mehr und mehr anzuwoll.

„Sie Armer, oh, Sie Armer!“ rief sie erschrocken und streichelte ganz leise über die schmerzende Stelle.

Vitus Losert schwieg. Er spürte, daß er jetzt etwas ganz besonders Feines und Höfliches sagen müsse, sich bedanken, um Verzeihung bitten — aber es fiel ihm nicht ein, was er reden sollte.

„Ich — ich danke — Ihnen — recht schön,“ sagte er also verlegen.

„Sie danken mir — Sie? Aber Sie sind ein merkwürdiger Mensch! Mein Wagen überfährt Sie und Sie danken mir noch dafür?“

Nun sah sie ihn von der Seite an, es kam nur das spärliche Licht der Straßenlaternen in den Wagen, aber Vitus Losert versuchte mit dem angeschwollenen Arm den ausgefranzten Rand seines Rockes zu verdecken.

„Sie sehen schlecht aus — Sie tun mir so leid! — Wie heißen Sie?“

Ganz plötzlich tauchten in Vitus Loserts Herzen alle die Weiden und Enttäuschungen seines Lebens auf; und er ersahle der fremden, vornehmen, schönen Frau alles, alles, was ihm wehtat.

Sie streichelte immer wieder den verletzten Arm und sagte oftmals hintereinander: „Sie tun mir so leid, so leid.“

Aber Vitus Losert wollte nicht bedauert werden; war es etwa das Richtige für einen ganzen Mann und Künstler, neben einer schönen Frau im schaukelnden Wagen zu sitzen und zu flennen wie ein Kind? Oh! Er wollte doch! zeigen, daß er auch jemand war!

Und so begann Vitus Losert von seinen Tapetenmustern zu erzählen.

„Wissen Sie, gnädige Frau, wie Ihr Zimmer sein müßte! Also: ein mattgelber Grund und darauf hängende, blaßblaue Nickerdolden, so schwerer Nicker, ja; das wäre das Schlafzimmer. Das Vouloir aber — das müßte blau sein, ein fattes Grünblau; und eine Bordüre in Wellenlinien müßte es unbedingt kriegen.“

„Wie reizend, Herr Losert! Und warum muß das gerade so sein?“

„Weil — weil Sie so schönes rotblondes Haar haben!“ jagte Vitus Losert und atmete tief auf.

Das Licht, das die Straßenlaternen in den Wagen warfen, wurde immer dürriger und blässer.

„So“, sagte die schöne Frau, als der Wagen hielt; und sie selbst half Vitus Losert beim Aussteigen. Er lachte leise auf: der verletzte Fuß schmerzte.

„Ad, werde Sie bis in Ihre Wohnung bringen,“ sagte sie freundlich und stützte ihn leicht. Vitus Losert schämte sich, weil das Haus und die Treppe so elend und armselig war. „Kopf hoch,“ dachte er, „aus mir wird schon noch was!“

Nun standen sie vor der Tür zu seiner Wohnung; seine Schwester öffnete und brach in eine Flut von Worten und Tränen aus. Vitus Losert küßte der schönen fremden Frau ungeschickt die Hand.

„Bitte kommen Sie nicht ins Zimmer, bitte nicht!“ sagte er. Sie sollte nicht sehen wie elend es da aussah.

„Wo auf baldige Besserung!“

Man sah Vitus Josef neben dem kalten Ofen und lächelste. Draußen komplimentierte seine Schwester „Sie zum Wagen! Sie! ...“

Seine Schwester unterbrach seine glücklichen Gedanken.

„So'n Glück, so'n Glück, was der Mensch hat,“ sagte sie und stemmte die Arme in die Seiten.

„Nichts wahr, ja!“ sagte Vitus Josef.

„Was, ja? Du weißt ja noch gar nichts! Zwanzig Mark hat sie mir geschenkt, denk Dir nur; zwanzig Mark!“

Da drückte sich Vitus Josef ganz in die dunkelste Ecke beim Ofen, und Tränen kamen in seine Augen. So ein armer Hund also war er, daß sie, sie ihm ein Almosen schenken durfte!

„Was haste denn?“ fragte die Schwester. „tut's weh?“

„Fürchtbar weh tut das.“

„Na ja,“ sagte sie überzeugt, „So'n Narr soll eben bei Glatteis nicht ausgeh'n.“

Vermischtes.

\* Wie die Dinge brechen. Daß Dinge zerbrechen, gehört zu den Vorgängen des alltäglichsten Lebens — aber wie geschieht das eigentlich? Wie verläuft der Vorgang des Brechens der Dinge? Dies ist eine Frage, die die Wissenschaft bisher nur ziemlich unvollkommen zu beantworten vermag. ...

fung wandert ins Innere der Masse, und wenn sie an der anderen Fläche angelangt ist, ruft sie mittelbar das Auseinanderbrechen hervor. Bis in alle Einzelheiten ist der Vorgang noch nicht geklärt. ...

\* Die Kriegsabenteuer eines Landhauses. „Einer meiner Freunde,“ so erzählt ein Mitarbeiter des Völkere, „hatte sich vor dem Kriege in ein hantelnagelnettes eingerichtetes Landhaus an der Oise zurückgezogen. ...“

Büchertisch.

— Siegfried Jakobson: Das Jahr der Bühne. 5. Band. 1915/16. Verlag Descherfeld & Co., Berlin. ... — Die Zeitschrift „Der Völkere“ (Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart) berichtet in den Heften 107 und 108 von den Kämpfen an den Dardanellen vom August 1915 bis zur Räumung von Gallipoli durch die Truppen der Entente Anfangs Januar 1916. ...

Silberrätsel.

a, ab, be, bro, cher, di, do, e, fest, gar, hut, in, ma, net, ten, tau, wein. Aus vorstehenden Silben und Buchstaben sollen sechs Wörter gebildet und derart untereinander gesetzt werden, daß die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen einen weiblichen, die Endbuchstaben einen männlichen Vornamen bezeichnen. ...